

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 57 (1977-1978)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«DIE FREMDE»

Erzählung von Milovan Djilas

Die wesentliche Bedeutung der Kunst ist die Reproduktion dessen, was den Menschen in der Wirklichkeit interessiert. Aber indem er sich für die Erscheinungen des Lebens interessiert, kann der Mensch nicht umhin, bewusst oder unbewusst ein Urteil über sie zu fällen; ... dieses Urteil kommt in seinem Werk zum Ausdruck – das ist eine neue Bedeutung der Kunstwerke, durch die die Kunst in die Reihe der sittlichen Betätigungen des Menschen gehört.

N. G. Tschernyschewskij

Die Erzählungen von Milovan Djilas, entstanden in den Jahren 1956–1961, sind 1964 unter dem Titel «*The Leper and Other Stories*» in New York zuerst erschienen. «*The Leper*», die serbische Dorfgeschichte vom ausgestossenen Aussätzigen als Titel zu wählen lag nah. Der Partisan, Politiker und Poet Djilas schrieb diese Geschichten während seiner ersten Haft unter Titos Regime in demselben Gefängnis, in dem er schon als junger Kommunist unter dem serbischen König Alexander drei Jahre lang gefangen gewesen war. So enthält diese Parabel von der Ohnmacht und Macht des Dichters gegenüber der politischen Macht und inmitten einer menschlichen Gemeinschaft im Legendenmuster die Situation des Erzählers selbst, steht aber im übrigen Erzählungen vor, die allesamt keine Legenden-Merkmale haben.

Der Titel der deutschen Übersetzung, «*Die Exekution und andere Erzählungen*¹», weist den Leser auf die unbarmherzige Bürgerkriegs-Wirklichkeit

hin, von der hier erzählt wird, und die Umschlaggraphik des dtv-Taschenbuchs² von Piatti macht gerade deren Härte sinnfällig: der Mensch vor dem schwarzen Fleck seines Grabes im Weiss der öden Schneelandschaft, und, gegen sein Gesicht gerichtet, ein Pistolennarm, der den Schaufelstiel kreuzt ...

Für die folgende Untersuchung ist «*Die Fremde*» zur Schlüssel- und Leitgeschichte geworden. In dieser Geschichte ist nicht nur irgend eine der entsetzlichen Episoden des Bürgerkriegs thematisiert wie in «*Die Exekution*», «*Krieg*» oder «*Feuer und Messer*», auch nicht eine aus den Atempausen inmitten der Greuel wie in «*Berge und Flüsse*» oder «*Alt und Jung*». In der unerhörten Begebenheit dieser Geschichte wird eine menschliche Grenzsituation im ideologisch motivierten Krieg erfahren, die eine Überprüfung des ethischen Anspruchs des tragenden politischen Glaubens selbst zur ethischen Pflicht macht. Eine Erfahrung, die der Mensch Djilas früher als der

Partisan gemacht, die der Dichter früher als der Ideologe in Worte zu fassen vermocht hat.

Unerhörte Begebenheit

Dass ein Mann seine geliebte Frau tötet, ist in Leben und Literatur nicht ohne Beispiel. Eine solche Tat unter dem Zwang von Affekten, sei es Mitleid, Eifersucht, Verzweiflung oder Irrsinn, findet (bis in die Rechtssprechung durchschlagendes) Verstehen, wenn auch keine Billigung. Das Unerhörte in der Erzählung *«Die Fremde»* ist, dass ein Mann aus ideologischem Zwang und gegen seine Affekte freiwillig seine Frau tötet. Um die Art des Zwanges ganz deutlich zu machen, sei das Problem so formuliert: In der Konsequenz einer Ideologie und kriegesischen Praxis, die die Brüderlichkeit aller Menschen zum politischen Ziel und zur Rechtfertigung hat, erschießt ein Mann seine geliebte Frau. Diese Tat findet Billigung, aber kein Verstehen. Billigung im Kreise der Gleichgesinnten, der ideologisch Nächsten, nicht bei der menschlich-natürlich Nächsten, der Mutter, aber Verstehen nicht einmal bei den Gesinnungsgenossen. Gleichwohl erscheint der Mensch, der da überlegt und entschlossen den ihm nächsten Menschen tötet, nicht als Unmensch. Wer ausserhalb der Geschichte, mit der Distanz und dem Engagement des Lesers, an ihr teilnimmt, versteht – kann er auch billigen?

Die Frage wird wahrscheinlich nicht von allen gleich beantwortet, da jeder Leser sich selbst ins Spiel bringt. Schon eher kann man sagen, wie der Erzähler, der den Leser durch die Geschichte leitet, zu ihrer ungeheuren Begebenheit

steht. Es gilt, sich die Funktion dieses Erzählers bewusst zu machen.

Der Erzähler

«Wir beide», beginnt der Erzähler und meint sich und Miliko, «wir beide hatten immer den Wunsch gehabt, gute Freunde zu werden.» Die Perspektive, in der die Geschichte des montenegrinischen Partisanen Miliko erscheint, ist die des Nahestehenden, durch gleiche Heimat, Altersstufe, politische Überzeugung ihm Verbundenen. Eine Distanz bleibt vom ersten Satz an jedoch nicht verborgen: die Wunschform deutet an, dass es zur vollen Vertrautheit der Freundschaft nie kommt. In der Kindheit ist es Milikos grosse Armut, die, verbunden mit überkommenem Stolz, Intimität mit dem Schulkameraden, der sich sattessen kann, verhindert. Im jugendlichen Studentenalter kann er «aus übertriebener Gewissenhaftigkeit» dem jungen Kommunisten nicht gleich in die revolutionäre Bewegung folgen. Einmal zu ihr entschlossen, im Mannesalter, lebt er sie mit einer Konsequenz, deren Radikalität dem Freund ein Distanzgefühl auferlegt, wenn auch der Kampfgefährte sie billigen muss. Es ist diese Doppelbeziehung des Jugendfreundes und des ideologischen Kampfgefährten, die dem Erzähler Sympathie über die der Kameraden hinaus, Verstehen über das der Mutter hinaus ermöglichen.

Der Erzähler erzählt mit Milikos Geschichte ein Stück seiner eigenen Geschichte. Er kann es distanzlos, wenn er von der gemeinsamen heimatlich-politischen Landschaft spricht, in der sie beide das «angeborene oder ererbte Streben nach dem Guten» zur revolutionä-

ren kommunistischen Bewegung geführt hat. Je mehr in seiner Geschichte die individuelle des andern dominant wird, hält der Erzähler die Differenz der eigenen und der fremden Geschichte in der Vorsicht der sympathiegetragenen Deutung erkennbar; er berichtet, wo er Augenzeuge und Teilnehmer war, er zitiert, wo Miliko selbst berichtet und deutet. Die nebenmenschliche Perspektive bleibt in ihrer Eingeschränktheit deutlich. Die Tatsachengeschichte ist die Milikos; indem der Erzähler sie über die Selbstexplikation Milikos hinaus auch als von ihm verstandene erscheinen lässt, respektiert er gerade die Unerkennbarkeit des andern. Der Erzähler weiss nicht mehr, als der Miterlebende wissen kann. Ausdrücklich sagt er am Schluss, dass er Milikos Fazit nicht kennt.

Aber der Erzähler ist nicht mit dem miterlebenden Freund von damals, mit dem sich identifizierenden Partisanenführer identisch, der Schreibende ist vom Miterlebenden zu unterscheiden. Diese Differenz der Rollen, die Distanz der Zeiten ist überall in der Erzählung und im letzten wie im ersten Satz aufzeigbar: «Was mich betrifft, so schwand jener Teil von ihm, der in mir weitergelebt hatte, dahin, als ich die Nachricht von seinem Tod bekommen hatte.» Ausdrücklich urteilend tritt der Erzähler aus der Identifikation mit der radikalen Konsequenz seines Kampfgefährten nicht heraus. Aber sein Fazit ist erschliessbar. Es steckt in den Textelementen, die nicht dem unmittelbar miterlebenden, sondern die dem erinnernden, dem erzählenden Ich zuzuordnen sind.

Es ist dieses späte Ich, das von der «gnadenlosen Einsamkeit» Milikos weiss, das «solch tragische und unlös-

bare innere Konflikte» im Zusammenhang mit seiner «übertriebenen Gewissenhaftigkeit» sieht, die ihn «zu spät» zur revolutionären Bewegung hat stossen lassen. (Steht dahinter die Vermutung, ein früheres, gefühlssponteres Engagement hätte sich einer so radikalen, das Gefühl verstörenden Konsequenz entzogen?) Dies späte Ich kann seine frühere revolutionäre Aufgabe als «meine grösste, meine einzige Hoffnung» erinnern – und zugleich sich als «der Welt, den Menschen, mir selbst» «entfremdet».

Nur diesem späten Erzähler kann auffallen, dass für Miliko zum Schluss die revolutionären Pflichten «einen beinahe mystischen Wert... angenommen» hatten, «unabhängig von den Menschen und menschlichen Beziehungen». Denn «als Revolutionär» war der Erzähler immer der Meinung gewesen, dass eine Unterscheidung der menschlichen und der revolutionären Haltung «falsch sei». Jetzt erst versteht er, was er damals «kaum registrierte»: die «unausgesprochene und zu jener Zeit unerklärliche Verzweiflung, die (Miliko) ... vollständig überwältigt hatte». Es zeugt von früherer Position, wenn anlässlich der letzten flüchtigen Begegnung der Erzähler den Eindruck von Milikos «unauslöschlicher Liebe zu einer Frau, die weder ihn noch seine Zeit verstanden hatte» erinnert; die späte Sicht teilt sich mit in der Vermutung, ob nicht damals in beiden «etwas ganz anderes vorging». Für sich selbst macht der Erzähler die Frage deutlicher: «Musste ich ihm nicht aus dem Weg gehen, damit er in mir nicht eine Regung erweckte, die ich erfolgreich unterdrückt hatte, um weiterkämpfen zu können?» Mit dieser Andeutung zieht sich der Erzähler zurück.

Nein, dieser Erzähler ist mit der von ihm erzählten Massnahme nicht einverstanden, und der Leser folgt ihm um so leichter, als des Erzählers Zurückhaltung ihn zu nichts überreden will. Allein muss er der «Regung» nachdenken, die der Erzähler andeutet. Auf ihrer Spur könnte er zu seiner Zeit die zu jener Zeit unerklärliche Verzweiflung erklären und über die in ihre Situation verstrickten Genossen hinaus das «Nichtverstehen» der liebenden Frau verstehen.

Der Radikale

Aus der «ungeheuren Verzweiflung» Milikos ergibt sich, noch begriffslos, ein Aufstand gegen seine Tat. Unbewusste Selbstanklage verrät die Formulierungsfolge in seinem Bericht: dass er Gordana «hätte töten müssen», dass er sie «umgebracht hatte» und schliesslich, dass er sie «ermordet hatte» (S. 96/97). Auch die Scheu und der Widerwille, den die einverständenen Kampfgefährten vor ihm empfinden, spricht wider alle Logik ein wortloses Urteil, das Miliko auch spürt.

Die Genossen glauben ihr Unbehagen an die Tatsache geheftet, dass Miliko das gemeinsam gefällte Todesurteil über seine Frau selber vollstreckt. Aber gerade hier ist Milikos Radikalität überzeugend: wenn sein Gewissen das Todesurteil schon gutheisst, ja «befiehlt», ist er auch fürs Vollstrecken der Nächste. So trifft ihn allerdings unverhüllt und unabweislich der Widerspruch des (eigenen und fremden) Gefühls. Das eben hat Gordana vorausgesehen, wenn sie bittet: «Tu es nicht selbst. Du bringst auch Dich um.»

Was ist Miliko vorzuwerfen? Eine unmenschliche, schaudererregende Tat – und «Makellosigkeit» der sozialen Gesinnung. Da haben wir den vollen Widerspruch, der den Einzelnen mit «unheilbarem Leiden» trifft, aber für den er nicht verantwortlich gemacht werden kann. Keiner könnte überzeugender argumentieren und Miliko eindringlicher rechtfertigen als der Kampfgefährte. Als kategorischen Imperativ formuliert er die vernichtende «Pflicht» Milikos: «Wie er in der gegebenen Situation gehandelt habe, so hätte auch ich oder jeder andere Revolutionär handeln müssen.» Im Konjunktiv der indirekten Rede erscheint das so kraftlos, wie es in seiner Abstraktheit dem Gewicht konkreter Leiden gegenüber auch ist. Die Verzweiflung ist unter diesem Imperativ unerklärlich, aber sie ist wirklich. Der Radikale macht an sich selbst den Widerspruch der sogenannten «objektiven Situation» sichtbar. Der kategorische Imperativ des Revolutionärs verschiebt die Rechtfertigungslast auf den «Willen der Geschichte», der nur für den kommunistischen Gläubigen keine irrationale Instanz ist. Das «unheilbare Leiden» gerade des «Makellosen» zwingt den politischen Glauben selbst ins Gericht.

Die Idee einer absoluten Macht, die das Liebste zu opfern vom Menschen fordert, ist alter Bestand in der Geschichte der Menschheit. Das grosse biblische Paradigma ist die Geschichte Abrahams und Isaaks. Gott fordert vom Vater das Opfer des Sohnes – aber er verhindert den Vollzug. Der biblische Gott der absoluten Macht ist zugleich der Gott der Liebe.

Milikos Gott ist ein gnadenloser Gott. In der «Vollstreckung» des «Urteils der Geschichte» muss der Mensch

Unmenschliches tun. Diese radikale Erfahrung kann in dem radikalen Revolutionär, der auch radikal Mensch ist, die Regung erwecken, diesem Urteil der Geschichte – das Urteil zu sprechen.

Die «Fremde»

«Sei barmherzig mit ihr, wenn sie etwas Unrechtes getan hat», mahnt die Mutter den Sohn. «Sie ist eine Fremde.» Sie ist es in einem andern Sinne, als die Mutter meint. Wie belanglos ist die Fremdheit von Land und Stand gegenüber der, die sie von Miliko und seinen Genossen trennt. «Sie schien sich eines Verbrechens gegen die Partei ... nicht im geringsten bewusst zu sein.» Gordana, die als Milikos Frau Mitglied der Partei wurde, kämpfte nie primär für eine Idee, sie lebte zunächst einmal hilfreich und menschlich. «In ihrer Schulungsarbeit» war «nicht viel von Politik» die Rede. Sie beriet «die daran sehr interessierten Bäuerinnen in Gesundheits- und Haushaltsproblemen» und führte sie «auf diese Weise» «nach und nach auch der revolutionären Bewegung zu».

Worin besteht nun ihr «Verbrechen»? Sie hat auch im Feind den Menschen getroffen, und das als Mitglied einer Organisation, «die ihre Kampfkraft aus unversöhnlichem Hass bezog». Sie hat, wie es in der Hasssprache heisst, «fraternisiert», das heisst sie hat Brüderlichkeit gelebt, die weltweit einzurichten ideologisches Ziel jener kämpfenden Organisation ist.

Gordana hält unirrätierbar an der richtigen Reihenfolge von Menschlichkeit und Parteilichkeit fest. «Sollen sie mich doch aus der Partei ausschliessen,

wenn sie mich nicht verstehen wollen! Wichtig ist nur, dass Du ... mich wieder liebst.» In einer Welt, in der das unwichtig ist, nichts entscheidet, will Gordana nicht weiterleben.

Miliko liebt Gordana, aber er «rechnet ab» mit dieser «Liebe, die Verrat (gegen die Revolutionspartei) im Herzen hatte». Damit beraubt er sich des einzigen Ortes unmittelbarer Wahrheits- und Wirklichkeitserfahrung, der einzigen Stelle, wo die Welt für ihn schon in Ordnung war. Was ist noch schützenswert, wofür kann man noch kämpfen, wenn mit der Menschlichkeit in ihrer intensivsten Erscheinungsform, der Liebe, abgerechnet wird?

Seine Entscheidung für die Idee und gegen die Liebe macht Miliko zum Fremden in der Menschenwelt. Er fühlt sich «wie an einem Ort, wo es nichts Lebendes gab». Die vertraute Heimatlandschaft verwandelt sich ihm nach der Tat in eine unwirkliche, zitternde Traumlandschaft. Mit einer Verstärkung ins Unheimliche wiederholt er damit eine Erfahrung, die auch der Erzähler kennengelernt und schon früher mitgeteilt hatte: der Kämpfer in der Geschichtswelt fühlte sich der kaum veränderlichen heimatlichen Naturwelt und damit irgendwie sich selbst «entfremdet».

Auch die Mutter, von der der Sohn Verstehen erwartet, bleibt ablehnend fern, und in Achtung und Mitleid der Kameraden sogar mischen sich «Scheu» und «Widerwille». Miliko erfährt in dieser Reaktion seinen Fall als «unnatürlich» und sich als «unheimlich».

So zeigt sich wider alle ideologische Rechtfertigung, dass nur Entfremdeten diese Gordana als Fremde erscheinen konnte.

Die «Sünde»

Gordanas traurig-freiwilliges Ausderweltgehen ist keine Zustimmung zum Urteil der ideologiegeleiteten Welt ihres Mannes. Vor solcher Perversion ist sie im Gegensatz zu ihm durch eine starke, unmittelbar zuwendungs- und liebesfähige Natur geschützt. Erschöpft von der vergeblichen Anstrengung, Gemeinsamkeit mit ihrem Mann wiederzuerreichen, geht sie ohne Auflehnung, weil der geliebte Mann selbst sie und ihre Liebe verdrängt, weil sie in dieser Welt keinen Platz für menschliches Leben hat.

Hier steht ihr die Mutter nah, die in der Tat ihres Sohnes etwas «Ererbtes» verletzt fühlt, «ohne das sie sich menschliches Leben überhaupt nicht vorstellen konnte». Sie gesteht dem Sohn zu, dass er «weiss, was er tut» (dass er sein Gewissen befragt hat) – aber sie trennt sich von ihm in der angstvollen Überzeugung: «es ist eine Sünde – eine Sünde!»

Es ist nicht das einzige Mal in dieser Erzählung und im Werk von Djilas, dass ein Wort aus dem religiösen Bereich einen schwer erklärbaren, aber unabweisbar empfundenen Bestand vertritt. Es war von Milikos «gnaden»-loser Einsamkeit die Rede. In der Geschichte «*Alt und Jung*» ergreift jeden am Lagerfeuer der kommunistischen Partisanen das Gebet des Kindes: Dank für Schutz und Güte des Augenblicks, Sehnsucht nach Erlösung vom Übel.

Mit «Natur» wäre diese Dimension nicht zureichend zu benennen. In diesem Werk steht nicht einfach Naturwelt als heile und gute der schlimmen und verwirrten Geschichtswelt gegenüber. Wohl ist Natur als Heimat Teil der Identität des Menschen, Ort der Ein-

kehr und Selbstfindung, wohl schenkt sie den erfüllten Augenblick des Einverständnisses mit Leben und Welt («*Schudikowa*»), wohl lehrt sie unveränderliche Gesetze des Lebens kennen und beschenkt mit einem gelassenen Verhältnis zu Leben und Tod («*Berge und Flüsse*») – aber das ist nur eine Seite des Lebens. Eingebettet in die wuchernde Natur steht der Kirchenruine von Schudikowa («Zufluchtsort für die Gedanken an die Ewigkeit») die Burgruine von Jerimin gegenüber (Symbol von Herrschaft und Kampf). In ihrer langen und kampfreichen Geschichte hat die Menschheit gelernt, was ihrem Leben dient und was es schädigt: das ist das schwer begründbare «Ererbte». In den Geboten der Religion wird dies Leben geschützt und gesichert, unter ihrer langen Kultur ist es eine Forderung an menschliche Natur geworden: Du sollst nicht töten, Du sollst Vater und Mutter ehren, Du sollst kein falsches Zeugnis reden, liebe deinen Nächsten ... Die religiösen Imperative zeigen zugleich, dass, was gut ist, in der menschlichen Natur nicht selbstverständlich und verlässlich angelegt ist. Dieser Tatsache begegnet der Erzähler der Geschichte «*Feuer und Messer*» mit Entsetzen: die Folterung und Ermordung von Mutter, Schwester und kleinem Bruder durch den Nachbarn Zivko, der keinen persönlichen Hass hegt, zeigt ihm als unbe-rechenbares Stück Natur die zerstörerische und böse Kraft, die im Menschen schlummert und die der Krieg weckt, wiederum unabhängig von dessen ideologischer Motivation. Was kann es heissen, dass sich «auf der Suche nach der menschlichen Bosheit» «das eigene Schicksal» des Revolutionärs und Erzählers «bestimmt» hat? Die mensch-

liche Natur verändern zu können, Brüderlichkeit endgültig zu sichern war Bestandteil seines kommunistischen Glaubens. Wenn keine Gesellschaftsordnung ausschliessen kann, dass der Mensch des Menschen Wolf ist – wäre aus Strahinja, aus Zivko ein «neuer Mensch» zu machen? – fällt die Rechtfertigung für seinen Krieg fort.

Natur ist also nicht per se heile Gegenwart und damit mögliche Fluchtwelt, sondern allenfalls, als heimatlicher Berg, Wald, See, als Pflanze und Tier, als kultivierte, durch Sitte und Religion zum Lebensdienlichen erzogene Menschennatur: *Prüfstein*. Instanz, die ohne lebenbedrohenden Schaden nicht übergangen werden kann!

«Sünde»: das bezeichnet die Rebellion gegen die in langer Geschichte gewachsene menschliche Natur, und mit dem Wort, das nicht wie «Schuld» aus einer zwischenmenschlichen, sondern einer transzendenten (Einzelverhältnisse übersteigenden) Beziehung des Menschen stammt, mit dem alten Wort «Sünde» als Verdikt rebelliert ein der geschichtlich entwickelten Menschenatur entsprechender «Instinkt» gegen jene Rebellion.

Der «gebildete Atheist» Milovan Djilas hat diesen Widerspruch einer unwissenden Bäuerin in seinen späteren politischen Schriften auf Begriffe gebracht, und er hat Altes aus neuer Barbarei gerettet im Prinzip der «Ehrfurcht vor dem Menschen – vor allem Menschlichen, das nicht die Lebenssubstanz gefährdet», also auch vor der Religion. Was dem Revolutionär geblieben ist nach seiner Abwendung vom marxistischen Dogma, und was er seither unter ständiger Gefahr lebt, ist «festes Eintreten ... für den unabwendbaren

Kampf gegen den Zwang am menschlichen Leben».

Dichtung und Wirklichkeit

Die Erzählung schliesst mit dem Satz: «Diese Geschichte ist nicht erfunden.» Ein erstaunlicher Satz am Ende einer Erzählung, deren Fiktionalität sich nirgends bemerkbar macht. Wohin leitet er den Leser dieser ebenso wahrscheinlichen wie unerhörten Geschichte?

In Sprachräumen, in denen mehr intellektuelle als physische Leiden verbreitet sind, ist gerade die Literatur der Wahrscheinlichkeit, die breite Mitte der Literatur zwischen Geschichtsschreibung und Allegorie, zeitweise problematisch. Hier könnte der Satz so verstanden werden, als wolle er diese Erzählung als Dokument retten. Das mag er tun, aber das ist nicht sein Motiv. Im Sprachraum des Dichters ist Dichtung so, wie sie schon Aristoteles verstanden hat, gar nicht angezweifelt.

Die Erzählung hat den sensiblen Leser in die Mitte einer Erfahrung versetzt, die Handlungskonsequenzen hatte, wobei der Leser in der Freiheit der ästhetischen Rezeption verblieb, die Handlungszwang ausschliesst. Mit dem letzten Satz entlässt der Dichter den Leser aus der Freiheit und Unverbindlichkeit seiner Publikumsrolle. Er lädt ihn ein, über die Differenz «erzählte Wirklichkeit – erlittene Wirklichkeit» nachzudenken. Damit gibt er ihm an der Grenze seiner künstlerischen Wirkungsmöglichkeit etwas mit auf den Weg in die Handlungs- und Entscheidungswelt. Denn das menschliche Problem dieser kleinen Geschichte ist ein Problem der grossen politischen Menschengeschichte unserer Zeit. Djilas hat

an dieser Geschichte innerhalb seines Landes führend Anteil gehabt. Er hat, was er im Laufe seines für Veränderung offenen Lebens erkannt hat, inzwischen auch in theoretischen Schriften zur Ideologie niedergelegt³, aber nicht einmal dort strebt er den «Ausbau eines ideologischen Systems» an, sondern «durch die Beleuchtung einiger Momente meiner Epoche und der Formen meines Milieus – die Weitung des menschlichen Horizonts und der Erkenntnisse über das menschliche Schicksal».

Die Dichtung von Milovan Djilas schöpft aus dem Fundus eines politisch

kämpferischen Lebens, aber nicht primär im Interesse einer politischen Wirkungsabsicht. Es ist Dichtung wie eh und je, komplexe menschliche Erfahrung, die in der Gestaltung nacherfahrbar bleibt. Erfahrung und Nachdenken aber sind die Basis unserer Orientierung und können Standorte klären oder modifizieren.

Grete Lübke-Grothues

¹Im Piper-Verlag. – ²Unveränderter Nachdruck dtv, Bd. 526. – ³Die neue Klasse, Die unvollkommene Gesellschaft, Aufsätze in Zeitungen verschiedener westlicher Länder.

DIE KRISE DER «POST-MODERNEN» GESELLSCHAFT DANIEL BELLS DIAGNOSE

Das Weltbuch des Sebastian Franck erschien im Jahre 1534; es kündete die Ablösung der feudal-bäuerlichen Ordnung an: «Der Adel gantz und gar von seinem alten glantz is kummen – wie er yetz im schwanck geht, ein stuck der Heydenschaft – da ist nicht denn ein turnierens, spilens, müssig seens, übermut treiben.»

Etwas Neues vollzieht sich jedoch: «Der dritt stand – die Burgerschaft oder Statleüt – wiewol vorzeiten Barbari ... yetz ein subtil, weltweisz, kunstreich volck ...»

Der Geschichtsphilosoph, der Franck war, fügte hinzu: «Nun ich acht aber wie nichts bestendig auff diser erden ist – alles ein weil, bis es stolziert – damit sich eben übermütig und unwürdig macht – wider von dem stul hochmütig wird gestürzt ...»

Gründe dafür, dass diese «Weil»

nun abgelaufen sein mag und der Sturz vom Stuhle der Geschichte bevorsteht, gibt das neue Buch von Daniel Bell, Professor für Sozialwissenschaften an der Harvard-Universität¹. Es verkündet: «Wir sind Zeugen vom Ende des bürgerlichen Denkens – jener Auffassung von menschlicher Handlung und sozialen Beziehungen, insbesondere vom Tauschverkehr –, das die Moderne der letzten 200 Jahre geformt hat.»

Dem Buch gab der Verfasser den Titel «Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus». Es ist nun in deutscher Übersetzung bei S. Fischer erschienen unter dem Titel: «Die Zukunft der westlichen Welt – Kultur und Technologie im Widerstreit.» Hat man den Titel geändert, um ihn zu verharmlosen oder weil man einmal mehr einen Blick in die Zukunft verkaufen will?

Befund

Im Widerstreit sieht Bell nicht Kultur und Technologie, sondern einerseits bürgerlich-kapitalistische Ideologie und veränderte Wirtschaftsstruktur und andererseits wirtschaftliche Anforderungen und Lebensstil.

Aus diesem Widerstreit entstehen Spannungen, an denen die westlichen Industriegesellschaften leiden. Professor Bells Diagnose ist im wesentlichen diese:

Grundlagen der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft waren wirtschaftlicher Individualismus und protestantische Ethik, für die Berufserfüllung und Akkumulation Selbstzweck waren, sowie der Verlass auf den Markt als Regulator. Wir sind aber dabei, «die wesentlichen Entscheidungen über Wirtschaft und Gesellschaft in den politischen Kontrollraum zu verlagern, statt sie im ... Markt zu belassen», und bewegen uns «auf staatlich gelenkte Gesellschaften zu». Auch auf dem Kapitalmarkt werden die Regierungen ihre Macht ausdehnen. «Bei welchem Grade man von <Staatskapitalismus> oder <korporativer Wirtschaft> sprechen will, dürfte eher eine semantische Frage sein.»

Vollzogen hat sich aber auch «eine Änderung der Motivations- und Leistungsstrukturen des Wirtschaftssystems». Bei wachsendem Reichtum dient Arbeit dem Konsum und der Zurschaustellung des Erfolges. «In der Frühphase des Kapitalismus wurde der ungezügelter ökonomische Impuls durch puritanische Enthaltsamkeit in Schach gehalten ... Die protestantische Ethik wurde jedoch ... vom Kapitalismus selbst untergraben.» Das System wurde durch Massenproduktion und Massen-

konsumtion, durch Weckung neuer Wünsche ... grundlegend verändert. «So verlor das kapitalistische System seine transzendente Ethik.» Zurück blieb «nichts anderes als Hedonismus» – «das Vergnügen als Lebensstil». Die Wirtschaft arbeitet nicht für Bedürfnisse, sondern für Wünsche, und Wünsche sind grenzenlos. «Damit wird auch ein ungewöhnlicher Widerspruch in der Sozialstruktur deutlich sichtbar. Einerseits möchten die Wirtschaftsunternehmen, dass der Mensch hart arbeitet, eine Karriere anstrebt ... Im Gegensatz dazu propagieren sie in der Werbung und mit den Produkten Lust und Vergnügen ...» «Diese Veränderungen sind schicksalhaft, weil sie ... die Legitimation und moralische Rechtfertigung des Systems betreffen.»

Die «institutionalisierten Erwartungen hinsichtlich des wirtschaftlichen Wachstums und eines wachsenden Lebensstandards ergeben ein Gefühl der Ansprüche. Heute haben wir es nämlich mit einer Revolution der wachsenden Ansprüche zu tun». Hauptproblem: «Der westlichen Gesellschaft gebricht es an *civitas* (Bürgersinn), an der spontanen Bereitschaft, Opfer zu bringen; ausserdem fehlt ihr eine politische Philosophie, welche die normativen Regeln der Prioritätensetzung und Allokationen (Zuteilungen) in der Gesellschaft rechtfertigt.»

Gleichzeitig vollzieht sich ein Wandel in der Kultur, der sich sowohl im Sozialverhalten und Lebensstil als auch in Literatur und Kunst ausdrückt. Zwischen Sozialstruktur und Kultur wird die Kluft grösser, die sich seit dem 16. Jahrhundert mit dem Modernismus entwickelt hat. Mit dessen Ideal des autonomen Menschen ging die Ablehnung von traditionellen Institutionen einher,

ferner «der Wunsch und die wachsende Fähigkeit, die Natur zu beherrschen». «Was zu zählen begann, war nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft.» Die individuelle ökonomische und soziale Mobilität wurde zum Ideal erhoben. Auf der Kulturebene entstand der unabhängige Künstler, dem der freie Markt offen steht. Das Paradox war jedoch: «Die Bourgeoisie, radikal in Wirtschaftsdingen, wurde konservativ, was Moral und kulturellen Geschmack betraf. Der kulturelle Impuls ... wandte sich ... gegen die bürgerlichen Wertvorstellungen.»

Im Post-Modernismus wird die Logik des Modernismus bis zum Extrem getrieben. Die Vertreter der Porno- und Popkultur sind Abenteurer jenseits des Bewusstseins. Der Modernismus unterwarf sich noch den Ordnungsprinzipien der ästhetischen Form. Der Post-Modernismus reisst alle Schranken nieder, auch die zwischen Kunst und Leben. Das Absurde wird zum Thema der Literatur. Gewalt, Grausamkeit, sexuelle Perversion erscheinen auf Bühne und Leinwand. Eine anti-kognitive und anti-intellektuelle Stimmungslage tritt hervor. Im Gewande einer Attacke gegen die technokratische Gesellschaft erfolgt ein Angriff auf die Vernunft. «Kunststile wechseln einander in ständiger, verwirrender Folge ab.» Aber «die Ästhetik des Schocks und der Sensation ist trivial, ermüdend und öde geworden».

Alle diese Erscheinungen sind in Verbindung mit einer Glaubenskrise zu sehen. Religion bewachte die Pforten des Dämonischen und stellte die Kontinuität der Vergangenheit her. Es war Durkheims Auffassung, dass Religion zerfällt, weil die affektiven Bindungen zwischen den Menschen kraftlos gewor-

den sind. «Wenn man also erklärt, <Gott sei tot>, dann heisst das in Wirklichkeit, dass die sozialen Bindungen zerrissen sind und dass die Gesellschaft tot ist.» Hinzu kommt auch noch «der Tod des Sozialismus – ein noch nicht voll erkannter Tatbestand dieses Jahrhunderts».

Problematik

Daniel Bells Buch enthält, wie alle seine Arbeiten, geistreiche Formulierungen und eine Fülle von Hinweisen auf Realität und Literatur, aber sie sind enthalten in mehreren Essays, die für verschiedenartige Hörer oder Leser bestimmt waren, die den Faden des Buches verlieren lassen und die zuweilen Gesagtes wiederholen.

Daniel Bell geht es nicht nur um die Erörterung der Kulturkrise. Er möchte gleichzeitig eine allgemein gültige Theorie in die Soziologie einbringen. Er wendet sich gegen die Sicht der Gesellschaft als ganzheitliches System. Gesellschaft, so meint er, ist «kein integrales, sondern ein disjunktives Phänomen». <Disjunktiv> aber heisst: gegensätzlich beziehungsweise einander ausschliessend. Solche gegensätzlichen Phänomene sind für ihn: die techno-ökonomische Struktur, die politische Ordnung und die Kultur. Wenn aber die Darstellung, die Bell uns gibt, in einer Hinsicht wirklich beeindruckend ist, so darin, dass uns diese Phänomene als eine zusammenhängende und sich gegenseitig bedingende Gestalt erscheinen. Bells Titel besagt schliesslich, dass der kulturelle Bereich innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft liegt, wobei er mit Kapitalismus nicht ein nur ökonomisches System anspricht, sondern ein gesellschaftliches Ganzes, das

von bestimmten sozialen Beziehungen und Verhaltensweisen geprägt ist. Weder Krisen noch Widersprüche heben den funktionellen Zusammenhang des Ganzen auf. Marx, für den, wie Bell sagt, «Ökonomie und Kultur Teil einer Totalität» sind, vertrat die Auffassung, dass Widersprüche geradezu zum Wesen der kapitalistischen Gesellschaft gehören.

Der Befund, dass das ursprüngliche Rechtfertigungssystem der Gesellschaft zunehmend mit den sachlichen Gegebenheiten in Konflikt gerät und dass dadurch Unsicherheit in alle Lebensbereiche strömt, zeugt für den Zusammenhang. Logisch ist auch der Zusammenhang einer auf steigenden Konsum ausgerichteten Wirtschaft und einer hedonistischen Kultur. Wenn Bell klagt: die Oberpriester der Kultur – Maler, Schriftsteller und Filmmacher – beherrschen heute das Publikum und nicht umgekehrt, so ist das doch nur dieselbe Erscheinung, die der Markt heute überall zeigt: Produzenten – Verkäufer drängen dem Publikum den Konsum ihrer Produkte auf. Auch dass wir einen ständigen Stilwechsel sehen und mit immer neuen «Kunstprodukten» konfrontiert werden, entspricht völlig der Marktsituation. So ist es nur logisch, dass auch das Sexualleben vom Wunsch nach Konsum bestimmt wird und dass Pornographie ein gängiger Markenartikel ist, von dem man erwartet, dass er noch etwas Neues zu bieten habe.

All die Phänomene des gesellschaftlichen Ganzen, die Bell beschreibt, passen zu- und ineinander, sie stehen allein im Widerspruch zu einer bürgerlich-marktwirtschaftlichen Ideologie, die mit der Realität nicht mitgekommen ist.

Mit dem gesamten Entwicklungsgang der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt – mit dem Eindringen in die Geheimnisse der Natur, mit der Technik und der Ratio – ist von eh und je der Niedergang der Religion verbunden gewesen, auf den Bell immer wieder zu sprechen kommt. Ja, wenn er schreibt, dass «in den letzten 100 Jahren der Einfluss der Religion abgenommen hat», so aktualisiert er den Vorgang wohl mehr als zulässig. Der amerikanische Soziologe Robert Nisbet, in einem ebenfalls der Kritik unserer Kultur gewidmeten Buch² verweist ausdrücklich darauf, dass die Desillusionierung mit Kirche und Religion im 15. Jahrhundert begonnen hat. (Man kann darüber in dem oben zitierten «Weltbuch» und in der «Chronik» des Sebastian Franck dessen Klagen lesen.) Die Unterscheidung zwischen dem historischen Trend und dem aktuellen Problem wird aber dadurch erschwert, dass das Problem der existentiellen Sinngebung von demjenigen der institutionalisierten Religion nicht ausreichend unterschieden wird. Die von Bell zitierte Auffassung Emile Durkheims, dass der Rückzug des Sakralen vor dem Profanen mit dem Kraftlos-Werden der zwischenmenschlichen Bindungen zusammenhängt, hilft das fühlbare Absinken der Ehrfurcht vor dem Leben und dem Wunder der Existenz zu verstehen; es muss zusammen mit dem Schrumpfen der «civitas» gesehen werden.

Dennoch: wenn das kausale Naturmodell heute unzulänglich geworden zu sein scheint, sollte sich die Frage erheben, wie die Entstehung eines neuen Modells auf die Kultur wirken könnte. Bell sieht nur die Gefahr, dass die Wahrscheinlichkeitsaussagen der gegenwärtigen Physik eine mystische Welt-

auffassung fördern. Diese Möglichkeit besteht wohl. Es erhebt sich aber auch die Frage, die Bell nicht anschneidet, ob eine Auffassung vom Lebendigen, die über die raumzeitliche Kausalität hinausführt, zusammen mit dem Modell eines entstandenen und vergehenden endlichen Kosmos nicht einen eben solchen Einfluss auf unsere Denkweise haben könnte, wie es die Umwälzung des Weltbildes durch Galilei, Kopernikus und Newton hatte? Könnte nicht die ökologische Bewegung sowohl ein erstes Abrücken von dem auf Beherrschung der Natur abgestellten naturwissenschaftlichen Materialismus sein, als auch die beginnende Entwicklung eines neuen (Welt-) Bürgersinns³?

Aussichten

Die Ausgangslage für die nächste Zukunft fasst Bell dahin zusammen:

«Wandlungen in der Kultur ... kann man mit <Sozialtechnik> oder politischer Kontrolle nicht beikommen ... Der Sozialordnung ... gebricht es an einem moralischen Impuls, der eine motivierende oder bindende Kraft sein könnte. Was vermag also die Gesellschaft zusammenzuhalten?»

«Unsere Gesellschaft ist in all ihren Dimensionen <zukunftsorientiert> geworden: eine Regierung hat künftiges Wachstum zu planen, ein Unternehmen für künftigen Bedarf ..., und der Einzelne muss an seine Karriere denken ...»

Der junge Mensch «steht unter dem Druck gute Noten zu bekommen, ein gutes College zu besuchen ... Leistungsbeurteilungen sind zu Identitätskarten geworden ...». So erleben wir Jugendrevolten wie früher Maschinenstürmerei. «Die betonte Orientierung an

der Zukunft im Sinne sozialer wie auch individueller Planung ... ist eine neue Dimension unserer gesellschaftlichen Erfahrung.»

Die politischen <Widersprüche> unterscheiden sich von jenen im kulturellen Bereich. Sie lassen sich aus den Tatsachen ableiten, dass die ursprünglich auf Schutz und Förderung der Individuen gerichteten Ziele der Gesellschaft dazu geführt haben, dass eine Ordnung entstanden ist, die kollektive Ziele in den Vordergrund stellen muss und dass diese Kollektive manchmal Untergruppen der Gesellschaft sind, während es sich andere Male um die Gesamtgesellschaft handelt.

Wesentliche gesellschaftliche Entscheidungen werden durch Gruppenkonflikte politisiert. Sie sind nicht mehr Resultate eines anonymen Marktmechanismus, sondern werden von staatlichen Instanzen getroffen: Stadtplanung, Gesundheitswesen, Ausbildung, Umweltverbesserung usw. Es sind aber nicht nur Entscheidungen darüber zu treffen, wie diese Aufgaben zu lösen sind, sondern auch darüber, wie die vorhandenen Mittel für diese Aufgaben geteilt werden.

In der Wirtschaftswissenschaft wie auch in der Sozialpolitik sind keine Theorien für eine wirksame Ordnung der Entscheidungen entwickelt worden. Auch fehlt es an einer öffentlichen Philosophie, die zwischen den privaten Gruppenkonflikten vermitteln könnte.

Das Resultat der Gruppenkonflikte spiegelt sich im Staatsbudget wider, das zum Ort des Ausgleichs und gegebenenfalls der Neuverteilung wird. «Höhe und Adressat von Ausgaben der Regierung sind offensichtlich politische Kernfragen der kommenden Jahrzehnte.»

«Steuerkonflikte sind die neue Form des Klassenkampfes», zumal die steigenden Erwartungen – eines der wesentlichen Merkmale der letzten Jahre – sich in den nächsten 25 Jahren in eine Revolution steigender Rechtsansprüche verwandeln werden.

Der öffentliche Haushalt steht also vor dem Dilemma, zwischen diesen Ansprüchen und den Ausgaben für das Gesamtinteresse abzuwägen. Es stellt sich die normative Frage der Verteilungsgerechtigkeit. Ohne formulierte öffentliche Philosophie fehlt es aber an der fundamentalen Voraussetzung für eine moderne politische Ordnung. Bell versucht daher eine Philosophie des öffentlichen Haushalts zu begründen, die diesem die Aufgabe einer gerechteren Einkommensverteilung zuschreibt: «Der öffentliche Haushalt erfordert neue sozio-ökonomische Menschenrechte.» Er simplifiziert diese Aufgabe jedoch nicht. Mit einer bewundernswerten Akribie zählt er Alternativen und Varianten auf, die zu beachten sind, wenn in Entscheidungen Freiheit, Gleichheit und Wirtschaftlichkeit gleichermaßen berücksichtigt werden sollen. Allerdings, der Politiker, der sie sich einprägen würde und in Betracht ziehen wollte, geriete in die Lage jenes Tausendfüssers, der, würde er sich seiner Füße bewusst, nicht mehr laufen könnte.

Bell macht deutlich, dass politische Entscheidungen vor vielerlei Zwickmühlen gestellt werden können. Weniger klar behandelt er die Frage, wie denn die Entscheidungen für einen der sozialen Gerechtigkeit dienenden Haushalt durchgesetzt werden können. Es ist gewiss richtig, dass das Steuersystem schon seit hundert Jahren für mehr Gleichheit wirkt, das heisst seit der

Einführung der progressiven Steuer, für die die Schweiz ein Vorreiter war. Darüber hinaus vertritt Gabriel Ardant⁴ die Auffassung, dass, nachdem sich die direkte Steuer als ein brauchbares Mittel für den sozialen Fortschritt erwiesen habe, die indirekte Steuer helfen könnte, der gesellschaftlichen Wohlfahrt entgegenstehende Bräuche zurückzudrängen. Ardant tritt aber auch für Besteuerung des Reichtums ein, weil nur durch die Modifizierung der unsozialen Effekte der Marktwirtschaft diese erhalten werden könnte. Dadurch aber, dass Bell nur die gerechte Verteilung zukünftiger Güter zum Ziel seiner Haushaltsphilosophie macht und auf bestehende Macht-Besitz-Verhältnisse nicht eingeht, weicht er wesentlichen Problemen aus. So schreibt er zwar dem Gesundheitsdienst die Aufgabe zu, «die Dienstleistungen für alle zu verbessern», aber lässt die Gründe für den lamentablen Zustand der amerikanischen Krankenversorgung unerwähnt.

Wenn Bell geistreich formuliert, dass der moderne Klassenkampf über die Steuerpolitik ausgetragen wird, so ruft das nach Präzisierung. Diese gibt einzig sein Hinweis, dass die wirtschaftliche Mobilität der multinationalen Konzerne die Fähigkeit der nationalen Regierungen zur Verfolgung eigener wirtschaftlicher Ziele untergrabe. Da der Markt nicht dem Gerechtigkeitsprinzip dienen kann, muss, schreibt Bell, der öffentliche Haushalt der Schiedsrichter sein. Schiedsrichter können aber unter Druck gesetzt werden und in unserer Gesellschaft gibt es schliesslich ein grosses Machtgefälle hinsichtlich der Verfügung über Pressionsmittel. Wenn zum Beispiel der Vorort des Schweizer Handels- und Industrie-Vereins mit Hinsicht auf die Verteilung des Sozialpro-

dukts mit Steuerwiderstand droht⁵, so besitzt er offensichtlich Möglichkeiten, die anderen Gruppen abgehen.

So wirkt das Buch schliesslich nachhaltiger durch seine Darstellung unserer Kulturkrise, als durch den Beitrag zu deren Behebung. Vielleicht liegt aber auch darin nur ein weiterer Beweis für die Tiefe dieser Krise und weit weniger eine dem Autor anzukreidende Unzulänglichkeit.

Nachdenkliches

Das Bild der Widersprüche, das Bell uns in oft beeindruckender Form vorführt, ist kein unbekanntes. Diese Widersprüche wirken seit langem in den westlichen Industriegesellschaften. Wenn der S.-Fischer-Verlag aus seinen Archiven ein Buch hervorholt, das vor 45 Jahren bei ihm erschien unter dem Titel «Der Mensch auf der Flucht⁶», so kann man dort nachlesen:

«Im Spätstadium des Kapitalismus beginnen die ersten Zweifel an der Unfehlbarkeit der Ratio aufzudämmern (S. 152). Wo die Zusammenhänge der Logik und des Verstandes zerrissen sind, da hissen Ahnung, Vermutung und Intuition ihre Fahne. Breit flutet das Unbewusste herauf. Das Irrationale wird zum Fetisch. Das Unlogische zur Offenbarung (S. 154). Aber in der liberalistischen Ideologie des Bürgertums ist die Vernunft oberste Instanz – Angelpunkt des Menschendaseins (S. 182 bis 184).

Nur ein Schritt weiter in der Gedankenwelt dieser Ideologie, und sofort springt ein neuer Widerspruch auf. Der Individualismus, als Gestaltprinzip der bürgerlichen Ära, hat eine ruhmvolle Vergangenheit. Alle Ethik atmet seinen

Geist. Aber in der Wirtschaft können auf einem gewissen Höhepunkt Ertrag wie Fortbestand nur noch durch einen immer stärker werdenden Einschuss kollektivistischen Elements in Besitz, Leitung und Leistung gesichert werden. Die Staatsgeschäfte gehen immer mehr in die Erledigung und Verantwortung bürokratischer Kooperationen... (S. 184/85). Kunst als blosser Schönheitskult verliert die Existenzberechtigung und wird zum Bodenrummel der Kultur. Der Genussmensch stürzt sich in die Berausung durch Sexualität, Exaltationen, Narkotika. Aber jeder Rausch kehrt als Katzenjammer zurück (S. 208).

Hand in Hand geht der Verlust der Orientierung im Weltganzen, einer gerundeten und gegründeten Weltanschauung (S. 148).»

Diese verkürzten Sätze enthalten den Kern von Bells Botschaft. Wir leben also seit langem mit dem Widerspruch zwischen dem Gesetz, nach dem die moderne Gesellschaft angetreten ist, und ihrer Daseinsweise. Da ein Menschenleben aber nicht hinreicht, um zu beurteilen, ob eine Epoche am Ende ist und ihre Widersprüche zur Explosion kommen oder ob wir noch lange mit ihnen leben werden, so wissen wir auch nicht, ob sich diese Widersprüche in dem halben Jahrhundert, das zwischen den beiden über sie geschriebenen Büchern liegt, sich so verschärft haben, dass sie die apokalyptischen Reiter herbeiführen. Katastrophen-Vorstellungen liegen dem Zeitgeist nahe, aber sollten mit Skeptizismus behandelt werden. Jammer über Widersprüche erhob sich zu vielen Zeiten. Hat nicht jener Sebastian Franck angesichts des Widerspruchs zwischen christlicher Lehre und christlicher Gesellschaft 1531 in seiner «Chronik»

verkündet: «Diese letzte Zeit so verrückt und verwegen worden ist, das sy die uren von der warheit zumal hat abgewandt, gantz unsinnig worden ist»?

Die wahre Gefahr liegt vielleicht ganz woanders als in den Widersprüchen der Gesellschaft, und zwar in der konservativen und moralischen Reaktion auf die unsinnige Zeit, ihren Nihilismus und die regellose Widerborstigkeit ihrer Jugend. Eine solche Reaktion könnte ein nicht beabsichtigtes Resultat herbeiführen. Die starke Hand nämlich, die sie herbeiwünscht, um den Staat zu stärken, Ordnung und Sitten wieder herzustellen, könnte sich wirklich finden und die Macht ergreifen und sie – mit welchem politischen Vorzeichen immer – zur Beseitigung aller Widersprüche etablieren. Unsere Hoffnung setzen wir immerhin lieber auf die Lehre des Machiavelli, dass aus den Widersprüchen und der Zwietracht alle Gesetze der Freiheit hervorgehen.

Bemerkungen zur Übersetzung

Wie die Sprache, stellt auch die Übersetzung ein Kulturproblem. Nur zu häufig erfüllt es nicht seine Aufgabe, Ideengut getreu und gleichzeitig sprachlich richtig wiederzugeben.

Daniel Bell hat seinen eigenen Stil und behandelt Probleme verschiedenster Gebiete. Inge Presser ist im ganzen dem Stil und den Problemen gerecht geworden. Mängel, die dennoch bestehen, hätten behoben werden können, hätte ein Lektor das Manuskript der Übersetzerin vom sprachlichen Standpunkt aus durchgesehen.

Die wesentlichen Mängel sind:

1. Eine Anzahl unverständlicher Sätze.
2. Bildung deutscher Monsterwörter.

3. Übernahme oder Nachbildung englischer Wörter.

4. Benutzung ungeeigneter oder falscher Wörter.

Beispiele zu

1. S. 190: «Prophetie deren Autorität stets in der Vergangenheit verlegt worden war ...» – Sie wurde keineswegs verlegt, weder bei S. Fischer noch sonstwo, sondern wurde in *die* Vergangenheit *zurück*verlegt.

2. S. 15: Gesellschaft = «ein Konstrukt mit einem willkürlichen Regelaufgebot» statt etwa: ... mit willkürlich festgesetzten Regeln.

S. 311: «Herzeigeprodukte» als Übersetzung von «products of display» etwa: Produkte für Prunk oder Schaustellung.

S. 233: «Entscheidungsfindungsprozesse.»

3. S. 181: «Entitäten» – S. 188: «Settings.»

4. S. 13: «Nietzsche zufolge war die Tradition der unveräußerliche Grundbesitz, das Mittel ...» – Im Original: «tradition, the unwitting, unquestioning means ...»

Tradition ist also kein Erbhof, sondern etwa: das unbewusste, selbstverständliche Mittel ...

S. 92: «Arbeiten und Geldhäufen.» Hier aber ist gerade nicht das letztere gemeint, sondern Akkumulation.

S. 189: «Dialektik von Entbindung und Enthaltbarkeit.» Im Original: «release and restraint» also etwa Sich-Ausleben (oder Zügellosigkeit) und Enthaltbarkeit (oder Zurückhaltung).

Ferner: «Self-consciousness» ist nicht Selbstbewusstsein, sondern bedeutet nach Webster «embarrassed by con-

sciousness of oneself», also etwa Befangenheit.

Es gibt aber auch Probleme, die das Wörterbuch nicht zu lösen vermag. Die Bezeichnung «liberal» bedeutet in den USA nicht dasselbe wie in Europa. Ihr Sinn geht zwar auf denselben Ursprung zurück, aber während man hier zuerst an einen Befürworter der freien Marktwirtschaft denkt, ist ein «liberal» in den USA eher ein Befürworter des Wohlfahrtsstaates und der sozialen Gerechtigkeit.

Henry Jacoby

¹Siehe die Besprechung seines vorhergehenden Buches «The Coming of Post-Industrial Society» in 54. Jahr., Heft 6, September 1974. – ²Robert Nisbet, Twi-

light of Authority, London 1976. – ³Vgl. Ivo Rens et Jacques Grinevald, *Reflexions sur le catastrophisme actuel* in *Pour une Histoire Qualitative*, S. 318, Genève 1976. – ⁴Gabriel Ardant, *Financial Policy and Economic Infrastructure of Modern States and Nations in The Formation of National States in Western Europe*, edited by Charles Tilly, S. 234–236 insbesondere, Princeton 1975. *Théorie sociologique de l'impôt*, Paris 1965. – ⁵Staatsausgaben und Sozialprodukt von Kurt Wild, *Pressechef des Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins*, in *Neue Zürcher Zeitung*, 9. Februar 1977, S. 15. – ⁶Carl Steuermann, *Der Mensch auf der Flucht*, Berlin 1932. Der Autorenname war ein Pseudonym für Otto Rühle. Ein Jahr zuvor war vom gleichen Autor bei S. Fischer erschienen: *Weltkrise – Weltwende / Kurs auf den Staatskapitalismus*.

FLUCH DER MACHT

*Beat Brechbühl, Mörmann und die Ängste der Genies*¹

Mörmann, einstiger erfolgreicher Photograph, man könnte fast sagen genialer Photograph, hat genug vom Erfolg, vom Geld, von der Frau und den Frauen. Er plant Selbstmord in verdunkeltem Zimmer, in der Dunkelkammer sozusagen. Eine Fliege stört ihn dabei. Sie stört ihn so durch und durch, dass er einen neuen Lebensversuch wagt, als Aussenseiter, namenlos, ohne Gesellschaft und ihre Konventionen. Er findet, zufällig,

«Sie lächeln. Zufälle? Die ereignen sich besonders, wenn ich für sie offen bin. Erinnern Sie sich, wie wir uns getroffen haben?»

also zufällig, weil ohne Voraussetzungen und inwendig leer, einen Helfers-

helfer, den Aussenseiter namens Chiob, einen verfressenen, immer hungrigen, nie sattten Mann, der sein Diener sein will. Und er findet in seinem Photoatelier einen Schafsbock namens Bozzone vor, scherzeshalber. Zu dritt eröffnen sie die «vita nuova». Ein Genie, Geologe Janisch, gesellt sich dazu. Seine verkannte Genialität zündet Funken: Mörmann gründet den «Verein zur Förderung genial veranlagter Menschen». Geldgeber und eine Kommission, die den Verein leitet und betreut, sind bald aufgetrieben, ebenfalls genial veranlagte Menschen und eine ihnen gemässe Unterkunft im riesengrossen Hotel «Bellek» über dem Vierwaldstättersee. Die Förderung beginnt. Die Genies erhalten von Universitäten, Fabriken und Insti-

tuten Aufgaben, die sie in der Bellek in aller Ruhe lösen sollen. Die gelungenen Lösungen werden honoriert. Die Idee der Förderung ist gut, sogar sehr gut. Hingegen die Ausführung erweist sich als unmöglich, weil der Mensch, ob Genie oder gewöhnlich Sterblicher, in erster Linie Macht will, Macht haben und Macht ausüben. An der Machtgier scheitert der Verein. Mörmann reist nach Hamburg, die Genies alle ins Ausland, die Bellek geht in Flammen auf. Mörmann kauft sich eine billige Kamera und nimmt seine frühere Arbeit wieder auf.

Das Buch ist unterhaltsam geschrieben, in einer mittleren Sprache, weder allzu salopp noch allzu gehoben. Man spürt darin deutlich ein fast kindliches Verlangen nach einer friedlichen, gerechten Welt, in der jedem sein kleiner Lebensraum, durch Kritik ungeschmälert, belassen wird. Das Genie Schneck, ein lustiges, liebevolles Männlein, das aus allem etwas zu gestalten vermag, ein Lebenskünstler ohne Am-

bitionen, einzig mit viel Liebe für alles, was da kreucht und fleucht, Schneck scheint mir die Verkörperung dessen zu sein, was Brechbühl sucht. Vielleicht könnte man Schneck die Verkörperung der Poesie nennen. Brechbühl hat als erstes, und dann immer wieder, Gedichte herausgegeben. Und die frühen Gedichte waren besser als die Prosa, sicher besser als sein Erstlingsroman «*Kneuss*», meines Erachtens aber auch besser als «*Mörmann*», obschon dieser gekonnter ist als die Gedichte. Die Gedichte sind verhalten, manchmal sogar ungeschickt. Aber sie haben einen eigenen Lebenshauch. Im Roman poltert Brechbühl los und eilt voran. Dieses laute Wesen zerstört das Poetische. Es erniedrigt nur zu gerne Sprache und Inhalt ins Vulgäre.

Dorothea Salvini

¹Beat Brechbühl, Mörmann und die Ängste der Genies, Roman, Classen-Verlag, Düsseldorf 1976.

«LA CHARITÉ» – NUR EINE EPISODE?

Belanglosigkeiten zu Sensationen aufzubauschen – dieses Geschäft wird heute mit technischer Perfektion bis zum Überdruß betrieben. Dass wirklich Spektakuläres dabei durchaus unbeachtet bleiben kann, ist so ungewöhnlich nicht. Ein Beispiel aus jüngster Zeit bietet die Studie des Basler Historikers *Georg Kreis*, der die Affäre von La Charité als Ausgangspunkt für seine wohldokumentierte Erkundung der schweizerischen Armeeführung vor dem Hintergrund des deutsch-französischen Gegensatzes der Jahre 1936 bis 1941 gewählt hat¹.

Gewiss, jene umstrittenen Akten des französischen Generalstabes, die über geheimste Absprachen mit Schweizer Offizieren Auskunft geben und die den Deutschen bei ihrem Vormarsch in Frankreich bei La Charité-sur-Loire in die Hände gefallen sind, konnte auch Georg Kreis nicht auffinden. Diese Akten, die nach deutscher Interpretation den offenen Neutralitätsbruch belegten und daher zur notdürftigen Rechtfertigung eines allfälligen Überfalls auf die Schweiz in Berlin bereitgehalten wurden, sind angeblich durch einen wohlmeinenden deutschen Offizier noch

während des Krieges beseitigt worden. Die entsprechenden schweizerischen Akten wurden Ende September 1940 auf Veranlassung von Generalstabschef Huber vernichtet.

Was nun mit französischen Generalstabsoffizieren im Detail besprochen worden ist, darüber gibt es eine Reihe von Indizien, die aus sekundären Quellen und aus Publikationen stammen, die wie etwa die Veröffentlichungen des Mitbeteiligten Bernard Barbey bereits bekannt sind. In der Arbeit des Verfassers voreilig jedoch nur einen weiteren spekulativen Beitrag über den Inhalt jener Kooperationsabsprachen zu sehen, hiesse die Zielsetzung des Verfassers verkennen. Ihm ging es um die grösseren Zusammenhänge, die eine durch die Realitäten bedingte und durch persönliche Verbindungen begünstigte Entwicklung erkennbar machen, die in grundlegenden Fragen für die Beurteilung der Vorgänge um La Charité neue Perspektiven eröffnet.

Einblick in Guisan-Akten

Ein bedeutsames, aber in der Presse bisher kaum realisiertes Faktum findet sich darin, dass für diese Untersuchung neben in Vincennes archivierten französischen Militärakten, neben deutschen und schweizerischen zum Teil in Privatbesitz befindlichen Dokumenten auch Dossiers aus dem Aktennachlass von General Guisan ausgewertet werden konnten, der sich seit 1966 im Bundesarchiv Bern befindet. Über den Verbleib des Guisan-Nachlasses herrschte lange Zeit Unklarheit. Der General hatte gewünscht, dass die in seinem Besitze befindlichen Akten einige Zeit nach seinem Ableben zu ver-

nichten seien. In der richtigen Erkenntnis, dass das subjektive, situationsbedingte Interesse angesichts der nationalen Bedeutung dieses Aktenbestandes hinter das öffentliche Schutzbedürfnis zurücktreten müsse, wurden die Guisan-Akten von den Treuhändern schliesslich dem Bundesarchiv übergeben.

Georg Kreis hatte die Einsichtserlaubnis durch den zuletzt noch lebenden und inzwischen verstorbenen Mitdeponenten dieses Nachlasses erhalten. Es bleibt zu hoffen, dass die Guisan-Akten nun nicht für Jahrzehnte völlig verschlossen bleiben. Ging es dem General sinngemäss primär darum, durch seine Akten weder öffentliche noch private Interessen zu beeinträchtigen, so ist diesem Verlangen durch behutsame Flexibilität besser nachzukommen als durch eine allen Spekulationen freien Lauf lassende absolute Sperre, wobei es auch problematisch wäre, die in diesem Bestand mitenthaltene amtlichen Akten ausschliesslich privaten Bestimmungen anheimzustellen.

Die Guisan-Akten, die hier zu einem äusserst heiklen Problemkreis konsultiert wurden, haben die vorliegende Studie bereichert, allerdings ohne umwälzend Neues zutage zu fördern. Bisher galt die These, General Guisan habe aus Sorge vor der deutschen Bedrohung die Initiative für die umstrittenen Geheimbesprechungen ergriffen. Bezieht man jedoch die Vorgeschichte ein, so wird deutlich, dass Marschall Pétain und andere hohe Offiziere, durch Hitlers Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands schockiert, schon im Frühjahr 1936 sich vermehrt dafür zu interessieren begannen, ob die Schweiz in Fortsetzung der Maginotlinie genügend gewappnet sei, um Frankreich vor

einem deutschen Angriff Flankenschutz zu bieten. Ein vordringliches Ziel der Franzosen bestand darin, die Schweiz zu einem Verzicht auf das Servitut von 1815 zu bewegen, um durch eine Wiederbefestigung der Region Hünigen das «Loch bei Basel» stopfen zu können.

Grenzüberschreitende Gespräche

Zunächst versuchte Frankreich, auf diplomatischem Wege seinen Befestigungswünschen näherzukommen. Da die Schweiz sich aus neutralitätspolitischen Erwägungen diesem Ansinnen verschloss, wurde eine andere Taktik eingeschlagen. Die Verteidigungsfunktion der Befestigungen sollten in diesem Raum nun bewegliche Einheiten übernehmen, wodurch sich eine Koordination mit den Abwehrmassnahmen der Schweizer für den Fall eines deutschen Angriffs aus französischer Sicht geradezu aufdrängte. Allgemeine Aspekte der schweizerischen Verteidigungsbereitschaft waren nicht nur Erörterungsgegenstand der Militärdiplomatie, sondern wurden auch im Hinblick auf einen deutsch-französischen Konflikt in der Presse öffentlich diskutiert. Daneben wusste Frankreichs Militärführung für ihre besonderen Wünsche mit sicherem Gespür jenes recht intensive persönliche Beziehungsgeflecht zwischen hohen und höchsten schweizerischen und französischen Offizieren zu nutzen, um die Gespräche über eine Kooperation im Fall eines deutschen Angriffs auf Schweizer Gebiet in Gang zu bringen. Diese Kontakte, die sich seit dem Gespräch Pétaings mit dem in Paris niedergelassenen Schriftsteller und Schweizer Generalstabsoffizier Bernard Barbey vom

28. April 1936 erst allmählich und stotternd anbahnten, werden von Kreis, so weit dies überhaupt möglich war, minutiös verfolgt.

An derartigen Gesprächen bestand auch schweizerischerseits von militärischer Warte aus gesehen ein eminentes Interesse. Sowohl der Zweite und der Erste Weltkrieg wie auch frühere Beispiele zeigen, dass sich in solchen Extremsituationen Massnahmen aus militärischen Erwägungen aufdrängen können, die der von der zivilen Behörde verfolgten Landespolitik entgegenlaufen. Insofern hat der Aktenfund von La Charité über die episodäre Erscheinung einer Affäre hinaus eine Kontroverse zwischen ziviler und militärischer Führung von bleibender Aktualität illustriert, die mit Absichtserklärungen zu Friedenszeiten allein kaum zu lösen sein wird.

Kluft in der Armeeführung

Eine Reihe von höchst brisanten Fragen versucht diese Studie zu klären. Dazu gehört die Kluft innerhalb der Armeeführung. Dass Generalstabschef Jakob Labhart, Hans Frick (Chef der Gruppe Front) und Rudolf von Erlach als Chef der Operationssektion die vom General in persönlicher Verantwortung gepflogenen Geheimkontakte kaum gebilligt hätten, war mit ein Grund, dass sie von ihren Schlüsselstellungen im Generalstab entfernt wurden. Auch die Divergenzen mit Oberstkörpskommandant Wille und Oberst Däniker legten offen, dass die Geschlossenheit der Armeeführung unter dem deutsch-französischen Gegensatz litt. Diesen Offizieren war die frankreichfreundliche Gesinnung Guisans und seiner Vertrauten wie Samuel Gonard suspekt, und als

der deutsche Aktenfund ruchbar wurde, versuchten Wille und Däniker, nun ihrerseits den General als Belastung hinzustellen und zum Rückzug zu zwingen.

Die Souveränität, mit der Guisan den La-Charité-Gerüchten begegnete, hat heute noch etwas Atemraubendes, wenn man bedenkt, was auf dem Spiele stand. Die Gewissheit, dass zwar französische Aufzeichnungen, in keinem Fall aber von Schweizern und Franzosen gemeinsam unterschriebene Geheimdokumente existieren mochten, erlaubte es ihm, durch den Oberauditor gegen die Zuträger solcher Gerüchte sogar aktiv vorzugehen.

Wie die Studie glaubhaft macht, war auch jenen, die mit der Forderung nach Konsequenzen die in deutschen Händen befindlichen Akten entschärfen wollten, ein Handeln aus echter Sorge um die Landessicherheit zuzugestehen. Es fehlte dabei auch nicht an persönlichen Rivalitäten. Um hier zu einem umfassenden Urteil zu gelangen, dazu reicht die vorliegende Thematik nicht aus; vielmehr ist sie ein wertvoller Anstoss; etwa durch Biographien der umstrittenen Armeeführer das Bild zu vertiefen. Die Frage allerdings, wer für die Notwendigkeiten der damaligen Zwangslage den schärferen Blick bewiesen hat, ist durch den historischen Verlauf längst eindeutig beantwortet worden.

Umstrittene Haltung Willes

Anstatt nur die Ergebnisse seiner Forschungen vorzulegen, lässt Georg Kreis den Leser an allen Wegen und Umwegen seiner Gedankenarbeit Anteil nehmen. Bei dieser Methode werden Fakten, Kombinationen und die zur Er-

kenntnis reifende Interpretation besonders anschaulich gemacht; sie bilden zugleich ein festgefügt Ganzes. Dass in dieser oder jener Frage manches auch für eine anders lautende Interpretation spricht, dient zur Fortführung der Diskussion.

So bleibt offen, wie jene Aufzeichnung des deutschen Gesandten Köcher vom 1. Oktober 1940 auszulegen ist, in der er sein Gespräch mit Oberstkorpskommandant Wille festhielt, das der äusseren Form nach scheinbar zufällig zustande gekommen war: «Oberstkorpskommandant Wille erklärte mir, ich wäre ein Freund der Schweiz, und fuhr dann nach langer Atempause weiter, ob es nicht besser wäre, wenn die Sache (damit meinte er die Abmachungen des Generals Guisan mit Garmelin) von mir offiziell im Bundeshaus zur Sprache gebracht würde.» Der Bundesrat wäre dann, so meinte Wille, doch bemüht, dass sich der General zurückziehen werde. Die Bewertung, Wille habe es «offenbar an der gegenüber einem Vertreter des Dritten Reiches gebotenen Vorsicht fehlen lassen», und habe die unbedingte Loyalität gegenüber dem General verletzt, habe aber andererseits versucht, die Angelegenheit herunterzuspielen, unterschätzt die Gefährlichkeit und auch das Verwerfliche dieser «Anregung».

Köcher hat am 3. Oktober 1940 das Auswärtige Amt in Berlin über das umstrittene Gespräch unterrichtet, ohne Willes Äusserung, deutscherseits die Angelegenheit offiziell im Bundeshaus zur Sprache zu bringen, zu erwähnen. Kreis zieht daraus den Schluss, Köcher habe Willes Anregung «nicht einmal für nachrichtenswürdig» befunden. Wird hier die durch diesen Vorstoss entstandene Situation nicht doch verkannt?

Dass Köcher mit einem Schweizer Offizier über jenen Aktenfund sprach, den Deutschland als «Überraschung» für den Angriffsfall geheim hielt, war für den deutschen Gesandten äusserst heikel. Berlin überdies zu berichten, dass, statt das Thema zu wechseln, auch noch über die Ausschaltung Guisans mit deutscher Hilfe gesprochen worden war, hiess bei der Unberechenbarkeit Ribbentrops das Schicksal versuchen! Fand es Köcher daher nicht klüger, zunächst zu berichten, dass Wille ihn auf den Aktenfund angesprochen habe, wobei im Fall einer günstigen Berliner Reaktion die «Anregung» in einem zweiten Schritt entsprechend hätte präsentiert werden können?

Tatsächlich erhielt Köcher am 14. Oktober Ribbentrops Anweisung, auf den Aktenfund angesprochen künftig zu erwidern, von der Existenz solcher Dokumente nichts zu wissen. Dass sich der deutsche Aussenminister auf seinen Bericht hin überhaupt vernehmen liess, zeigt, wie richtig Köcher kalkuliert hatte.

Die «Besänftigungsstrategie» Willes wird durch die vorliegende Analyse in ihren Umrissen deutlicher und seine Haltung wird in vielem erklärbarer. Was Wille und Köcher besprochen hatten, auch wenn das Gespräch nur bei einem Tête-à-tête anlässlich eines gesellschaftlichen Zusammenseins in der deutschen Gesandtschaft stattgefunden hat, war von äusserster politischer Brisanz. Dass Wille die Tragweite seiner Äusserungen aus Mangel an politischem Instinkt gar nicht erkannt hat, ist wahrscheinlich, bringt aber kaum eine Entlastung. Allerdings wirft das Beispiel des Generals die Frage auf, ob ein Handeln, das «korrekt» und «richtig» zugleich war, in jener Extremsituation überhaupt möglich gewesen ist.

Klaus Urner

¹Georg Kreis: Auf den Spuren von «La Charité». Die schweizerische Armeeführung im Spannungsfeld des deutsch-französischen Gegensatzes 1936–1941. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel/Stuttgart 1976.

HINWEISE

Bildungsplanung und Schulreform

Die Zeichen stehen nicht günstig für Bildungsplanung und Bildungsforschung. So verständlich eine gewisse Verdrossenheit über hochfliegende Pläne und euphorische Zukunftsprojektionen auch ist – an der Notwendigkeit einer seriösen und permanenten wissenschaftlichen Beschäftigung mit Bildungsfragen lässt sich auch heute im Ernst nicht zweifeln. Der vom Zürcher Pädagogik-Dozenten *Konrad Widmer* herausgegebene Sammelband «Bil-

dungsplanung und Schulreform» beweist dies noch einmal deutlich. Sein Ziel ist es, eine Bestandesaufnahme dessen zu vermitteln, was in der Schweiz getan und geplant wird. In den drei Teilen des Buches geben Fachleute Auskunft über theoretische Grundlagen, über spezifisch schweizerische Probleme der Bildungsplanung und Schulreform und über einige teils realisierte, teils in Planung befindliche Projekte. Nicht nur die Beiträge des letztgenannten, dritten Abschnittes – aber sie besonders – sollten den Skeptikern vorgelegt

werden, eventuell verbunden mit der Frage, ob man in diesem Land wirklich dermassen zum Sparen gezwungen ist, dass bitter notwendige Reformen des Bildungswesens verunmöglicht werden. (Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1976.)

Information in der Demokratie

«Information in der Demokratie» ist kein Lehrbuch über Medienrecht oder Informationsprobleme, sondern genau das, was der Untertitel des Bandes sagt: «Bausteine einer Medienpolitik». *Hans W. Kopp* hat verschiedene, bereits einzeln (zum Beispiel auch in den «Schweizer Monatsheften») publizierte Arbeiten in diesem Sammelband vereinigt: Referate und Aufsätze über allgemeine Probleme der Kommunikation, über rechtliche Aspekte der Medien-

arbeit (wie Meinungsäusserungsfreiheit oder Zensur), über konkrete Fragen der Presse und – dem Autor offensichtlich besonders naheliegend – des Fernsehens. Die Sache mutet zunächst recht heterogen an; die unausweichliche Vielfalt der Thematik wird aber geschickt eingefangen und auf ein zentrales Problem hin verdichtet: die Forderung nach einem umfassenden Medienrecht – anstelle von Sonderregelungen für Presse, Radio, Fernsehen, Film. Dass Kopp gerade dieses Anliegen sachlich, aber unverhohlen temperamentvoll vorbringt, schadet keinesfalls. Das zeigt beispielsweise seine Charakterisierung des «Leitmotivs» bisheriger schweizerischer Medienpolitik: «Die Entwicklung ist überwältigend, wir müssen ihr nachrennen und dabei erst noch ein schweizerisches Gesicht machen.» (Benziger-Verlag, Zürich, Köln 1976.)

Gion Condrau/Alois Hicklin (Hrsg.)

Das Werden des Menschen

204 Seiten, broschürt, Fr. 24.-



Wissenschaftler aus dem Gebiet der Naturwissenschaft, der Psychologie, Philosophie, Theologie und der Daseinsanalyse befassen sich mit der Entwicklung des Menschengeschlechts im Sinne der Abstammungs- und Evolutionstheorie sowie mit Fragen nach dem individuellen vorgeburtlichen Lebensprozess. Ein Buch von eminenter gesellschaftspolitischer Aktualität!

In jeder Buchhandlung!

Benteli Verlag, 3018 Bern